

Freya

Vorbemerkung: Hier soll die Geschichte der unbekanntenen Kreatur erzählt werden, die mit dem Menschen in das Schicksal des Krieges gerissen wurde, ohne tragische Verflechtungen und sentimentales Bedauern. Aber mit der Ehrfurcht vor der Düsterteit aller Lebensläufe, die stumm, klaglos und treu den Opferweg der Nation in einem ungerühmten Schatten begleitet haben.

Das erste, was sie in taumelnder Dumpfheit von der Welt empfing, war das Gefühl der Dämmerung, der Wärme, eine Zunge, die zärtlich über ihr nasens Haar leckte, der Milch, die sie stärkend und tröstend in sich hineinsog. Da waren unverständliche, riesig erscheinende Wesen, die sie stützten und dann in ein warmes Strohlager betteten. Da waren Klänge hinter der Wand, die sie nicht verstand und erst viel später erkannte. Da war Licht, das plötzlich den Raum erfüllte und wieder fortging. Und da war Müdigkeit der zitternden Glieder und süßer, verdunkelnder Schlaf, Hunger und Sattsein, Angst und Friede. Und über allem war der Geruch der Mutter, die weiche, schnuppernde Berührung ihrer Nüstern, das Bild ihres glänzenden Körpers, das leise Wiehern, mit dem sie Dinge sagte, die sanft und ruhig und beglückend waren.

Es war ein Bauernhof in der Heide, auf dem Freya geboren wurde. Die Welt war klein und es dauerte nicht lange, bis man sie geordnet hatte. Da waren die fünf Menschen vom Bauern bis zu dem kleinen Mädchen, das jeden Morgen mit einer Handvoll Brot in den Stall kam. Da war der Hund, der bellte und sprang und zu schnappen schien, bis sie wußte, daß es ein Spiel war. Da waren Enten und Gänse und Hühner, seltsam niedrige Wesen, die wie in der Erde lebten. Da waren Kühe hinter der Wand, die einen strengen Geruch hatten und mit plumpen Körpern lange dastehen und glotzen konnten.

Freya

Aber dann war eine Wiese da, grün und von federnder Weichheit und ein Graben, über den man springen konnte, und Sonne, die auf einen Wald schien, und Erde, die betäubend roch. Und Wind war, der die junge Mähne wehen ließ, und Regen, der sie strahlte, und ein weiter Horizont, in den man wiehernd hineinjagen konnte, bis auf einen Hügel hinauf, über den die Lüfte gleitend gingen, Glückseligkeit der federnden Glieder, der Satttheit, des Schlafes, der gesegneten Erde.

Ohne Widerwillen wuchs sie in ihr Schicksal hinein. In den ersten Halfter, den sie an der Krippe abzustreifen versuchte. In die erste Longe, an der sie im Kreis trabte und galoppierte, mit der zärtlichen Freude an dem Spiel ihrer Glieder. In die erste Siele vor dem leichten Wagen und das kalte Gebiß, das fremd und bitter schmeckend im weichen Maule lag. Und nach dem ersten brennenden und dumpfen Schmerz auch ohne Widerwillen in den Schwadronsstall, den der Kriegslärm erfüllte, der Sporenklang der Soldaten, Kommandos, Signale, der dröhnende Klang der Reitbahn, Lieder und das tiefe Schweigen der Spätsommernächte.

Mitunter, in der Dämmerung der Abende, glitten sanfte Bilder über den feuchten Spiegel ihrer Augen: das Gesicht der Mutter und die brotgefüllte Hand des kleinen Mädchens und weite Wiesenfläche und ein bitter riechender Wald, in den die Sonne lautlos fiel. Aber sie glitten fort und versanken, und der Schritt der Stallwache kam laut und schwer über die Steinfliesen des Ganges.

Auch das Furchtbarste überstand Freya: die stoßende, betäubende Fahrt im verschlossenen Käfig, drei Tage und drei Nächte lang. Und dann kam das Reiten. Sandige Straßen, von weißem Staub verhüllt, über dem die Fähnchen der Lanzen flatterten. Signale, die wie ein Schlag durch den Körper gingen. Eine Faust, die fest aber ruhig in der Kandare lag. Geneigte Lanzen über einer grau stürmenden Masse. Schrei und Zusammenprall. Ein wildes Gewoge von Schaumflocken überzuckt. Sturz und Verstörung und ein heißer Atem in Blut und Augen. Eine Hand, die zärtlich über den nassen Hals glitt. Signale, Sammeln und wieder Reiten. Durch Tag und Nacht, durch Durst und Hitze, durch Tau und Regen. Durch brüllende Luft, aus der es wie Feuer brach, und durch tausend Dinge, die sie nicht verstand.

Und eines Abends lag die Erkenntnis auf dem Wege. Ein süßlicher, betäubender Geruch, ein aufgetriebener Körper auf schwärzlich gefärbtem Sand. Eine wilde Angst, die aus Brust und Schenkeln auszubrechen suchte. Ein ohnmächtiges Schnauben und Drängen: der Tod.

Von da ab war es mit Bitterkeit erfüllt, Reiten und Ruhen. Ein dumpfes Wissen und ein dumpfes Sichfügen. Ein Spielen der Ohren, wenn unsichtbar das Heulende durch die Lüfte kam. Ein Schauer, der über die Haut lief, kalt wie Wind über ein abendliches Wasser. Und wieder Reiten durch Sand und durch Schnee, durch Moor, das die Hufe kühlte, und über Stein, an dem sie schmerzten. Reiten mit der Sonne und der Sonne entgegen. Reiten im kalten Regen und im Sturm, der mit Eisnadeln in die Augen stach. Warten am Waldrand, Leiber an Leibern, den Hals gesenkt, die Augen geschlossen, Zittern in den gekrümmten Knien, Brennen unter dem Sattel. Stunde auf Stunde, die vorüberkrochen wie Nebel über den Wald, verdämmernde Bilder ... die Mutter ... die Wiese ... ein Kommando ... der Schwung im Sattel ... reiten ... reiten ...

Ein zweiter Sommer, ein zweiter Winter. Ein anderer Reiter, eine andere Hand, ein anderer Kamerad zur Rechten und zur Linken. Hafer, der ausblieb, Ställe, durch die der Regen fiel. Sommernächte, in denen sie wiehernd auf den Höfen stand, Zittern im brennenden Körper, wildes Blut, das hinaus-schrie und Antwort bekam von fernen Höfen. Zerren am Halfter, Flüche des Postens, ein Schlag mit der Peitsche ... reiten ... reiten ...

Ein dritter Winter, in dem sie die Nadeln von den Fichten fraß und das Schilf von den niedrigen Dächern. Ein heißes Eisen in der linken Hinterhand, Blut, das zu Eis gefror, eine müde Zunge, die über die Wunde glitt.

Im Lazarett begann es dann in der vierten Woche. Ein juckender Schmerz unter der Mähne, wie von tausend kleinen Fliegen, die zu gleicher Zeit stachen. Es half nichts, daß sie den Hals an der Krippe rieb, bis die Haut sich löste und ein grauer Schorf zum Vorschein kam. "Räude", sagte die Stimme des Mannes, der nach Lysol roch. Ein anderes Haus mit bitteren Gerüchen. Schmerz, der den ganzen Körper befiel, Haut, die in Fetzen herunterhing. Fremde Hände, die hart und schmerzhaft über ihre Schwären gingen. Die Bilder ihrer Augen veränderten sich, wurden trübe, von Nebel verhangen,

Freya

und sie konnte Stunde für Stunde dastehen, den Kopf tief über dem stinkenden Stroh, und eine Wiese vor sich sehen, auf der die Sonne lag, Rufe hoher Vögel und ein warmer Wind, der von den Haferfeldern kam.

Sie wurde geheilt und kam für eine Woche auf die Wiese hinter den Baracken. Aber es war ein braunes Gras, von Trichtern durchsetzt, und am schönsten war es, am Zaun zu lehnen, den Hals über den kühlen Draht gelegt und auf verdämmernde Bilder zu blicken, indes die Sonne still und warm auf der neuen Haut lag und das Mahlen ferner Räder wie aus einem dumpfen Traum zu ihm kam, Knallen von Peitschen und der eintönige Ruf ermüdeten Fahrer.

Nur einmal kam das alte Leben zurück, eines Morgens, als am gleichen Zaun ein Fohlen entlangkam und an ihren Lenden schnupperte. Sie hielt ganz still, und nur ein Zittern lief unaufhörlich über ihre Haut. Dann hob sie ganz langsam den Hals über den Zaun und glitt einmal mit der Zunge über die Kruppe des jungen Tieres. Vielleicht war sie nicht vorsichtig genug, denn das Fohlen erschrak, wendete sich auf der Hinterhand, und bevor es davonjagte, schlug es einmal wie spielend aus, und die jungen Hufe traten hart und dumpf gegen Freyas Leib: Sie sah dem fliehenden Tier nach, bis es hinter dem Waldstreifen verschwand, und legte dann wieder den Hals mit einer ergebenen Gebärde über den Zaun, schloß die Augen und versank in einem dumpfen Dämmern der Einsamkeit des Alterns, des Verzichtes.

Es gab keine Sättel mehr, keine geneigten Lanzen, kein Signal, das wie ein Schlag durch die Seele der Schwadron fuhr. Es gab eine Kolonne, graue Wagen, mit bunten Flecken bemalt, Staub, der über endlosen Wegen stand, Flüche und Peitschengeknall, und mitunter das Brüllen der Erde aus flammendem Feld, Galopp mit schlagenden Flanken, Erschöpfung und Schlaf. Und im letzten Frühjahr noch einmal die Fahrt im Käfig, viele Tage und Nächte der stoßende Schmerz der Räder, ohne Lager, ohne Schlaf.

Auf den Kreidestraßen der Champagne wurde Teetje ihr neuer Herr. Teetje, Bauernsohn aus der Marsch, der drei Schüsse hatte und ein Grübler war, aber dessen Hände weich waren und dessen Stirn oft an ihrem Halse lag, auf den nächtlichen Wegen, über denen weiße Sterne leuchtend fielen, wenn die Brücken sich verstopften und hoch in den Lüften ein böses Summen stand, wie von Hornissen unter einem Eichenwipfel.

Und Teetje war es auch, durch den sie ein neues Leben gewann. Nicht ein Leben des Stolzes mehr, der Schönheit oder des Ruhmes. Ein graues Leben der Alltage und Allnächte, in Sielen aus künstlichem Leder, über einer Krippe mit spärlicher Nahrung, in einer Kolonne, an der Schwadronen und Geschütze hochmütig vorübertrabten, indes sie am Grabenrand demütig warteten, Staub über hängender Kruppe und erblindenden Augen. Aber ein Leben, dessen Graueit verklärt war von dem Klang einer gütigen Stimme, von der Sanftheit einer Hand, die tröstend über die Nüstern glitt oder sich unter der Mähne verbarg, wenn eisiger Regen schräg über das verbrannte Feld strich und die weißen Sterne mit einem toten Licht hinter dem Horizont stiegen und fielen. Ein verstoßenes Leben, zu dessen Abend die Liebe eines Menschen kam.

In diesem Land der Kreidestraßen, der nächtlichen Lieder und des bösen Summens unter den Sternen war der Tod auf eine furchtbare Weise zu Hause. Sie sah ihn in den Straßen der zermahlenden Dörfer, und sie sah ihn in den Hohlwegen und an den Kreuzungen, wo ganze Kolonnen sich übereinander türmten und aus den blutigen Fetzen ein dumpfes Stöhnen stieg, das Stöhnen der Wortlosen, das lauter sprach als das Stöhnen der Menschen, die Schreie der Menschen. Sie bäumte sich nun nicht mehr im Geschirr. Sie bog bloß aus bis an den Rand der Straße, soweit Teetjes Leine es zuließ, aber sie tat es mit der Ergebenheit des Gehorsams und mit der Müdigkeit des Wissens, gegen das nur die Jugend sich sinnlos empört. Und an einer solchen Kreuzung vollendete sich ihr Weg. Ohne Ahnungen und ohne Besonderheit. Vielleicht hörte sie den fernen Abschluß schon früher als Teetje, vielleicht kannte sie die Stelle des Horizontes besser, an der es matt und rötlich aufflammte und erlosch. Aber vor ihr war ein Wagen, an dessen Hinterrädern ihr Kopf zu bleiben hatte, und hinter ihr waren die beiden Rappen, die dasselbe mit ihrem Wagen zu tun hatten, denn es war eine Kolonne, die allnächtlich dieselbe weiße Straße zu fahren hatte, durch das zerschossene Dorf und an dem Tankgespenst vorbei, bis zu den Stümpfen des Waldes, über denen der Nebel stand. Und über der Kolonne stand Gehorsam und Ordnung und die Rufe der Fahrer und aus der Kolonne heraus gab es keinen Weg. Sie bäumte sich wohl auf und riß die Deichsel in die Höhe, als das schmetternde Feuer die Kolonne begrub. Sie brach wohl aus über Graben und Feld, weil keine Leine sie mehr hielt und die Splitter von

Freya

Deichsel und Schwengel hinter ihr herschleiften über Trichter und Draht. Aber dann fühlte sie es fließen aus ihrem aufgerissenen Leib und sah die Sterne kreisen vor ihrem Blick. Da blieb sie stehen und hob den Kopf. Hufe und Räder donnerten die Straße entlang, und in dem wachsenden Schweigen holten sterbende Schreie sie ein. Langsam, Schritt für Schritt, schleppte sie sich zurück, mit gekrümmtem Kreuz, als hielte sie so besser das Leben ein. Dampf und Stöhnen war über dem blutigen Ort, und im Graben fand sie Teetje mit zerrissener Brust. Er hob nicht mehr die Hand und öffnete nicht mehr den Mund, und über seinem grauen Gesicht war der Geruch, den sie kannte von zerschossenem Feld.

Über ihm blieb sie stehen, die Nüstern bis auf seine Stirn gesenkt. Es tropfte nur noch aus ihrem zerrissenen Leib, und von Zeit zu Zeit schwankte sie leise wie ein loser Baum im Wind. Die Lider waren ihr schwer, und sie schloß sie langsam über den Bildern der nächtlichen Welt. Durch das Dunkel zog noch mühsam ein beglänzter Nebel: eine Wiese im sonnigen Wind ... ein Wiehern, das nach ihr rief ... Teetjes Hand, die zärtlich durch ihre Mähne glitt ... dann erlosch auch er, und das Dunkel zog sie herab, tiefer und tiefer, bis ihr Hals über Teetjes Schultern lag und sie in einem leisen Zittern ertrank.

Am Morgen holten sie Teetje und die andern und machten die Straße frei. Freyas Hals war schon erstarrt, und sie mußten den ganzen Oberkörper heben, um Teetjes Leiche unter ihr vorzuziehen. Dann blieb sie im Graben allein, ein dunkler Hügel, um den die ersten Fliegen schwirrten. In der Nacht blieb ein Trägertrupp neben ihr stehen und schnitt mit hastigen Bewegungen ein paar Stücke aus ihren Keulen. Später kamen die Ratten aus den verlassenen Stollen und ein herrenloser Hund, der zwischen den Toten wohnte.

Und nach acht Tagen war nichts da als ein graues Skelett, das weiß und schattenlos glänzte, wenn die Leuchtkugeln lautlos über den Horizont stiegen, wie große Sterne hingen und langsam in die Erde zurückfielen, die alles in ihr großes Schweigen nahm: Sterne, Mensch und Tier.